

Kultur & Gesellschaft

Markenzeichen braucht er nicht

Klassik Er ist kritisch, selbstkritisch – und erfolgreich:
Nun kommt der 36-jährige Tessiner Pianist Francesco Piemontesi nach Zürich.

Susanne Kübler

In den letzten Tagen ist er in Nürnberg, Indianapolis und London aufgetreten, zwischendrin war er kurz in Berlin, wo er lebt. Und nun sitzt Francesco Piemontesi im Zürcher Bahnhofbuffet und bestellt sich eine Ovomaltine: «Die gibts sonst ja nirgends.» Anderes vermisst er dafür in der Schweiz. Den Stolz auf die eigenen Talente etwa, auch einen Plan, wie man sie zur Geltung bringen könnte: «Um Erfolg zu haben, musste ich weg.»

Piemontesi erzählt dann die Geschichte des «grossen Tartarow», der 1968 als russischer Virtuose angekündigt wurde, ein umjubeltes Konzert in der ausverkauften Zürcher Tonhalle gab – und sich tags darauf als Schweizer Pianist Jean-Jacques Hauser outete. Piemontesi ist überzeugt, dass das Experiment heute noch funktionieren würde: «Zumindest im Bereich der Kunst wird das Fremde in der Schweiz immer noch als attraktiver empfunden als das Eigene.»

Einladung von Argerich

Er sagt es gelassen. Denn als künstlerischer Leiter der Settimane Musicali Ascona hat er inzwischen selbst die Gelegenheit, einheimischen Nachwuchsmusikern eine Plattform zu bieten.



«Um Erfolg zu haben, musste ich weg aus der Schweiz», sagt Francesco Piemontesi. Foto: Andrea Zahler

Und sein Radius als Solist ist so gross geworden, dass er seine Konzerterfahrungen nach Kontinenten gruppieren kann. In den USA gebe es die beeindruckendsten Orchester, in Europa das informierteste Publikum – und in Japan die idealsten Bedingungen: «Die Flügel dort laufen von allein.»

Es war ein langer Weg bis zu diesem Punkt. Piemontesi gehörte nie zu den Senkrechtstartern, er machte keine «Medienkarriere», wie er es nennt, sondern eine Musikerkarriere. Da waren Dirigenten, die ihn immer wieder einluden; Kammermusikkollegen, mit denen er sich austauschte und weiterentwickelte; und

natürlich Martha Argerich, die ihn regelmässig an ihr Festival Progetto Argerich einlud.

Das grösste Glück hatte Piemontesi aber bereits als 14-Jähriger. Damals steckte er in einer Krise, «es gelang mir einfach nicht, meine musikalischen Ideen technisch umzusetzen». In Bellinzona hörte er dann die Pia-

nistin Cécile Ousset, die genau dies zu schaffen schien – und den Jungpianisten danach mit technischen Übungen trimmte, bis auch er so weit war.

Nur keine falsche Ehrfurcht

Die Ideen, die er seither verfolgt, lassen sich allerdings nicht in zwei, drei Schlagworten definieren; Piemontesi pflegt bewusst keine Markenzeichen. Und ist oft schockiert, wenn er Kollegen hört: «Da wird alles in die Extreme getrieben. Man flüstert oder schreit, spielt im Höllen- oder Schnecken-tempo.» Er selbst interessiert sich für das, was zwischen den Extremen liegt: «Da gibt es so viel zu erkunden!»

Was er meint damit, lässt sich auch auf seiner aktuellen CD mit den drei letzten Schubert-Sonaten nachhören. Es ist keine knallige Interpretation; aber eine, in der jeder Satz seinen Charakter hat, bei der man auch beim dritten Hören noch Neues entdeckt. Und die kein bisschen nach Weihrauch riecht.

Denn das mag Piemontesi fast noch weniger als den interpretatorischen Extremismus: die «Hohepriesterei». Natürlich müsse man die Werke respektieren, sagt er, «aber diese falsche Ehrfurcht ist fürchterlich». Dass man sich an manches erst heranwagen dürfe, wenn das Pensionsalter in

Sicht ist, findet er absurd: «Schubert war 31, als er starb.» Entscheidend sei, dass man ehrlich sei mit sich selbst: «Für Beethovens Hammerklaviersonate etwa bin ich noch nicht bereit, die verstehe ich einfach nicht.»

Chopins erstes Klavierkonzert, mit dem er nun auf Schweizer Tournee geht, ist dagegen ganz nach seinem Gusto. Ein freies Werk sei das, sagt er, «da ist es wichtig, dass die Musiker einander vertrauen und aufeinander reagieren». Das Orchestra dell'Accademia Nazionale di Santa Cecilia, das ihn begleitet, kennt er schon lange, auch mit dem Dirigenten Antonio Pappano versteht er sich «ohne viele Worte und lange Proben.»

Inzwischen ist die Ovomaltine leer, Piemontesi muss weiter. Aber er möchte doch noch betonen, wie glücklich er sich schätzt: Weil er Musik machen kann; weil Berlin an Kultur und Kollegen und Restaurants alles bietet, was er braucht. Dazu stehen zwei Debüts mit Orchestern an, die er noch nicht öffentlich verraten darf, die aber ganz oben auf der Wunschliste jedes Pianisten stehen. Und er musste sich nicht einmal Tartarow nennen dafür.

Konzert heute Freitag in der Reihe Migros Kulturprozent Classics (19.30 Uhr, Tonhalle Maag).

Theater mit Tequila und Brot

Bühne Der Monsterroman «Moravagine» ist im Züricher Theater Winkelwiese zu besichtigen. Er macht ganz seltsame Geräusche.

Am besten geht man vorher noch aufs WC. «Moravagine», der sehr geräuschvolle Abend mit den Performern Urs Jucker und Nico Delpy, dauert mehr als zwei Stunden ohne Pause.

Die Vorlage des Schweizer Blaise Cendrars aus dem Jahr 1926 ist auch recht monströs. Erzählt wird von einem Idioten, der mit einem Kollegen die Welt in Stücke haut. Eine irre Geschichte. Mit vielen Verbrechen. Doch wir haben eine sehr gute Zeit ge-

habt, sie geht um wie im Fiebertraum. Ausserdem bekommt das Publikum Brotstücke zugeworfen. Tequila gibt es auch.

Der Anfang ist recht nüchtern. In einer Ecke liegt ein Haufen Bücher von Cendrars, der Lautsprecher darüber ist in Stoff gehüllt. Klinisch wirkt die Bühne. Weiss abgedeckt sind die Tische. Alles noch in Ordnung. Ein Draht, der im Raum hängt, beginnt sich zu drehen und reibt sich an einem Eimer. Ein erstes

Geräusch, ganz blechern. Dann aber wird die Tür aufgerissen, draussen im Garten balgen sich zwei Irre. Unter dem Krankenhaushemd, hinten offen, tragen sie nichts und schlagen mit Stangensellerie wild auf sich ein. Es ist der halb nackte Wahnsinn.

Die Faszination des Bösen

In diesem Kleid werden die Schauspieler auch durch den Roman gehen, als Monster Moravagine, der Frauen tötet, als sein

Begleiter und auch Erzähler. Freundlicherweise ziehen die beiden dann doch noch Unterhosen an. Reste vom Stangensellerie bleiben einige Zeit im Haar. Das macht die erste Textpassage, eine Brandrede gegen die Psychiatrie, auch recht komisch. Hier bekommt auch, zack, ein Zuschauer eins mit dem Bleistift aufs Ohr. Wir beginnen zu hören, welche Gewalt in dieser Geschichte ist. Menschen werden hier ermordet. Bomben gebas-

telt. Revolutionen angezettelt. Und wir sehen auch, wie der Höllenlärm, der in «Moravagine» ist, gemacht wird: mit dem Milchaufschäumer zum Beispiel.

So gehen Urs Jucker und Nico Delpy in ihrem ersten gemeinsamen Projekt «der Faszination des Bösen auf den Grund», wie es im Programm heisst. Sie horchen in die Gegenstände eines Romans hinein, und heraus kommt das seltsamste Geräusch. Hier zirpt das Bett, kracht der Handkarren,

splittert der Stuhl. Und wenn der Milchaufschäumer surrend an die PET-Flasche gehalten wird, tönt dieses Geräusch wie der Terror der Zeit, von dem der Roman spricht. Verstärkt ist Krieg und Wahnsinn zu hören. Resonanz und Nachhall: Das ist die Methode dieser Romanbegehung.

Stefan Busz

Bis 16. November,
Theater Winkelwiese, Zürich

ANZEIGE

Zürich Art Prize 2019

Leonor Antunes

discrepancies with C. P.

100 Jahre Bauhaus

Roman Clemens

aus der Sammlung

Camille Graeser

Vom Werden eines konkreten Künstlers

31.10.– 12.1.2020

Museum Haus Konstruktiv, Selnastrasse 25, 8001 Zürich
hauskonstruktiv.ch Di/Do–So 11–17h, Mi 11–20h

haus

konstruktiv